

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Ich freue mich außerordentlich, dass mein Buch zur Alltagsgeschichte des Ghettos Theresienstadt nun auf Deutsch erscheint. Seit der Publikation des Originals im November 2020 bemühte ich mich um eine deutsche Ausgabe. Viele deutsche Freund*innen und Kolleg*innen sagten mir, es wäre wichtig, dass dieses Buch auf Deutsch publiziert wird. Und: Ich gebe ungern auf. Einige unter den vielen Menschen, die es möglich gemacht haben, dass Sie das Buch in den Händen halten, liste ich in der Danksagung auf.

Die Forschungsfelder, auf die ich im Buch Bezug nehme, haben sich in den letzten acht Jahren, seit das Manuskript abgeschlossen war, weiter entwickelt. Zu den Themen der Häftlingsgesellschaft, der Medizingeschichte im Holocaust oder der Judenräte sind viele wichtige neue Bücher und Aufsätze erschienen. Es war eine schwierige Entscheidung, aber ich beschloss, die neuere Literatur nicht einzuarbeiten; einfach, weil ich es zeitlich nicht geschafft hätte. Nur ganz punktuell konnte ich einige Arbeiten einarbeiten. Ich hoffe dennoch, dass die deutschsprachigen Leser*innen und Autor*innen von relevanten Arbeiten es mir nachsehen werden, denn es war keine böse Absicht dabei.

Beim Lektorat der Übersetzung dachte ich bei einigen wenigen Punkten nach, ob ich diese Positionen heute noch so vertreten würde. Mehrheitlich beschloss ich, den Text inhaltlich so zu lassen wie er war – nicht, weil ich denke immer recht zu haben, sondern weil dieses Buch eine Übersetzung von meinem Denken in 2020 ist. Ich machte nur eine Ausnahme, weil es mir ethisch wichtig war: Ich habe den kurzen Abschnitt zu Queerness in Kapitel 2 leicht verändert. Dank Mirjam Galleys Input ist auch der Abschnitt über Häftlinge mit geistigen Behinderungen und psychischen Erkrankungen um einiges sensibler. Ich bin mir bewusst, dass im Deutschen oft Anführungszeichen benutzt werden, um sich von der Sprache der Nazis zu distanzieren. Im Englischen benutzen wir Anführungszeichen deutlich seltener. Daher beschloss ich, Be-

griffe, die die Gefangenen in Theresienstadt selbst so benutzten, nicht in Anführungszeichen zu schreiben, außer bei eindeutig rassistischen Begriffen wie »arisch.«

Unter den Gefangenen in Theresienstadt waren auch meine Verwandten, von denen niemand zurückgekommen ist. Ich wuchs auf mit dem Wissen, dass die ganze Familie meines Großvaters, so sie nicht auswandern konnten, nach Theresienstadt und von da weiter in die Vernichtungslager des von den Nazis besetzten Ostens deportiert und ermordet worden waren. Das war nicht der Grund, weswegen ich dieses Buch schrieb, aber es holte mich dabei ein. Im Herbst 2008 saß ich in Yad Vashem und ging die Sammlung der Ausreihungsanträge durch (dazu mehr im 6. Kapitel). Darunter fiel mir einer auf: ein verwitweter Prager versuchte ausgereiht zu werden; zu Hause habe er einen Sohn und eine Tochter, beide noch unmündig; seine Frau, eine »Arierin,« war tot. Die Kinder, schrieb der Mann, »blieben in Prag allein zurück.« Ich kannte die Geschichte, wurde mir bewusst, und ich kannte den Namen: so begegnete ich Wilhelm Kraus, oder Vilém Kraus, meinem Urgroßvater, im Archiv in Jerusalem. Sein Antrag scheiterte, er wurde kurz darauf nach Auschwitz verschleppt und ermordet. Bei uns in der Familie sprachen wir über den Holocaust, auch wenn es ein bitteres Erbe ist. Ich schrieb dieses Buch auch, damit es mein Bruder, meine Cousins und Cousinen, und Menschen wie sie lesen können; nicht nur eine akademische Übung, aber ein Buch, damit man versteht, wie es unseren Verwandten ergangen ist, von denen wir ab einem Punkt meist nur Deportationsangaben kennen.

Das Deutsch, das ich heute spreche und schreibe, ist eine andere Sprache als in 2006, als ich von Deutschland nach Nordamerika zog, um zu promovieren. Heute bedeutet für viele Menschen, und auch für mich, der Ausdruck »die Historiker« den Plural von männlichen Geschichtsforschenden, und ein geschlechtsneutraler Plural ist eben Historiker*innen. Ich bin mir dabei aber bewusst, dass das »Gendern« eine aufgeladene Frage ist, quasi ein Marmite (eine geschmackintensive britische Paste aus Hefe), wie wir es in Großbritannien sagen: entweder liebt man es, oder man ist stark dagegen. Meine Lektorin und ich überlegten lange, und wählten einen Kompromiss: immer wieder benutzen wir zum Beispiel den Ausdruck Ärzte und Ärztinnen, manchmal einfach Ärzte und hin und wieder Ärzt*innen. Ich schrieb das Buch, um für alle Platz zu machen, und Menschen in die Geschichte von Theresienstadt zurückzubringen, die lange an den Rand oder ganz verdrängt wurden. Eine inklusive Sprache ist unabdingbar, wenn wir eine demokratische Geschichte und Gesellschaft ha-

ben wollen. Dies ist heute leider keine Selbstverständlichkeit. Die deutschen Freund*innen machen mir Mut mit ihrem Kampf gegen den Rechtspopulismus, mit dem Einsatz für eine freie Ukraine, für eine offene und feministische postmigrantische Gesellschaft, und sie inspirierten mich, dass ich für diese deutsche Ausgabe wie eine Löwin kämpfte.